

Anna Tomowa-Sintow als Tatjana - das freilich heißt vorweg umdenken. So aufwühlend dramatisch sie auch ihren Part versteht, zeigt sich doch, daß ihre Stimme insgesamt zu schwer und auch zu unflexibel ist, um jenem Ideal zu entsprechen, wie es Tschaikowsky in der Partitur wohl vorgeschwebt hat.

per den Staatsopernchor. Ermiler, der schon in der vorigen Staatsopernsaison eine „Eugen Onegin“-Serie gut über die Runden gebracht hatte, sorgt gewohnt, verlässlich für die nötige Bühnen-Orchester-Balance. Eruptive Spannung zu suggerieren, ist seine Sache freilich nicht ...
Walter Dobner

Donau zu bringen, dafür brauchen wir durchaus phantasiereiche und mutige Gestaltungsideen.“

Sophokles versus Heiner Müller: „Philoktet“ im AKG

Die Geschichte gehört nicht zu den allerbesten Stoffen aus dem Umfeld des Trojanischen Krieges: König Philoktet(ese), nach einem Schlangenbiß scheinbar unheilbar erkrankt, wird von den Griechen Agamemnons auf der menschenleeren Insel Lemnos zurückgelassen; erst nach zehn Jahren erfahren sie, daß er den Wunderbogen des Herakles mit den immertreffenden Pfeilen besitzt, der für sie siegesnotwendig ist, sie kehren zurück, um Philoktet nach Troja zu holen.

Die drei großen griechischen Dramatiker haben sich des Stoffes angenommen, doch sind die Werke des Aischylos und des Euripides verschollen, nur die Sophokles-Darstellung ist erhalten. 1964 hat Heiner Müller sich in einem Drama mit dem Sagenstoff auseinandergesetzt.

Das Wiener Akademische Gymnasium, seit langem hochverdient um die Pflege des klassischen Theaters und fast ebenso lange über die Ebene von Schultheater hinausgewachsen, stellt nun die beiden Stücke, nur durch die Pause der Doppelaufführung getrennt, einander gegenüber: das Sophokles-Werk - die Chöre auf bewährte Weise in Altgriechisch von dem akademischen Meister der Bühnenklassik, Professor Wolfgang Wolfring, inszeniert, das zeitgenössische Stück von Professor Ingrid Englitsch realisiert (Aufführungen am 24., 25., 26. und 27. April sowie am 2., 3., 4. und 5. Mai jeweils um 19 Uhr).

Was die beiden Regisseure fasziniert ist die völlige Unterschiedlichkeit nicht nur des Stils, sondern auch der Aussage. „In Müllers auf drei Personen reduziertem Stück gibt es nur Haß, keine Versöhnlichkeit - das ist seine auf das Heute bezogene Parabel,“ sagt Ingrid Englitsch: „Der Krieg muß gewonnen werden, egal wie“. Wolfgang Wolfring hebt hervor, daß um die selben Grundthemen - Selbstverwirklichung und Selbstentfremdung des Menschen in Grenzsituationen - gekreist wird, doch in entgegengesetzter Richtung.
p. m. p.

Prosaisches, dramatisiert

Dreimal Kindertheater in Wien

Wo Autoren nichts einfällt, dort haben Dramatiseure Saison: Besonders am Stücke-Markt für Kinder und Jugendliche werden wesentlich mehr Bearbeitungen aller Art denn eigens für das Theater verfaßtes angeboten. Und nicht alle Versuche, Prosaisches in Dramen umzumodeln, gelingen so glücklich wie jene Bühnen-Version von Lewis Carrolls Roman „Alice hinter den Spiegeln“, die derzeit im Theater „Akzent“ in einer Produktion des „Theaters zum Fürchten“ zu sehen ist.

Wie viele andere davor bedient sich auch das „Theater zum Fürchten“ nach einer Vorlage von Carlos Trafic und Rainer Mennicken ausgiebig im großen Sortiment origineller Figuren Carrollscher Phantasie, doch kein kindertümelnder Kitsch, vielmehr die in einen einzigen langen Traum komprimierte Reise von Alice durch die Verwirrungen der Pubertät in die Welt mündigen Handelns ist das Ergebnis seines Tuns. Die Suche nach Identität - „Wenn ich nicht mehr ich bin, wer in aller Welt bin ich dann?“ - nach festem Grund auf dem plötzlich ins Schwanken geratenen Boden von Psyche und Physis, die Loslösung von den Eltern, die Entwicklung einiger Jahre in bizarren Bildern zu einem knapp eineinhalbstündigen Theaterstück geschürzt - das alles ergibt in der durchwegs originellen, in der Voraufführung jedoch da und dort noch etwas zu behäbig vorgetragenen Inszenierung von Bruno Max einen Bühnen-Nachmittag, der jedem „Un-Erwachsenen ab 10“ sehr zu empfehlen ist.

Auch Horst Hawemanns Stück „Die Katze, die mit sich allein spazieren geht“ nach Motiven von Rudyard Kipling hat durchaus seine Meriten: Wenn uns der DDR-Autor in den Dschungel führt, um uns zu zeigen, wie vorteilhaft es für die Katze ist, nicht wie Kuh, Pferd und Hund

für einen gefüllten Futternapf die Eigenständigkeit zu opfern, sich nicht vorbehaltlos vom Menschen domestizieren zu lassen, dann verpackt er dieses Plädoyer für mehr Individualismus mit viel Witz und Poesie. Einiges davon geht in der Inszenierung Ludwig Kaschkes im „Renaissancetheater“ verloren, anderes fiel zumindest am Premierentag mangelnder Spiellaune der Akteure zum Opfer; viele der Längen, die sich da aufboten, wären durchaus zu vermeiden gewesen.

Offenkundig unvermeidlich war dagegen das Desaster, in das die Gruppe „Heuschreck“ mit ihrer selbstgebastelten Dramatisierung von Elfie Donnellys Roman „Servus Opa“ im „Wittgensteinhaus“ schitterte: Auch in der Vergangenheit hat die Gruppe rund um Regisseur Willy Kamenicky mehrfach eine erstaunliche Fähigkeit bewiesen, bekannte Buchvorlagen so für die Bühne einzurichten, daß Inhalt und thematischer Gehalt kaum mehr wiederzuerkennen waren. Diesmal bekommt man statt der feinfühlig erzählten, wohlthuend unsentimentalen Geschichte von Michi, dessen heißgeliebter Opa an Krebs erkrankt, eine billige Kinder-Grusel-Kabarett-Show serviert, mit einem Opa aus dem Lautsprecher, unmotivierten Musikeinlagen - „Mutti, warum singen die?“ - und zahllosen dramatischen Rissen, die Regisseur Kamenicky mit oberflächlicher Effekthascherei zu übertünchen sucht.

All das, wogegen Donnellys Buch kämpft, die Verdrängungen des Sterbens aus unserem Leben, der völlig verkrampfte Umgang Erwachsener mit dem Tod - nichts könnte davon besser Zeugnis ablegen als diese sich am eigentlichen Themenkern dilettantisch vorbeimogelnde „Heuschreck“-Interpretation. Daß solches gerade im sogenannten „Wittgensteinhaus“ geschieht, ist eine Pointe besonderer Art.
Wolfgang Freitag